

GRAEME SIMSION

DAS ROSIE- PROJEKT

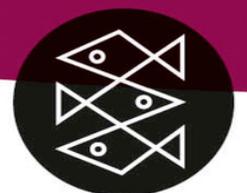
ROMAN



Hochkaräter

Der
SPIEGEL

Bestseller
erstmals als
Taschenbuch



Graeme Simsion

Das Rosie-Projekt

Roman

Aus dem australischen Englisch von Annette Hahn

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Don Tillman will heiraten. Allerdings findet er menschliche Beziehungen oft höchst verwirrend und irrational. Was tun? Don entwickelt das Ehefrau-Projekt: Mit einem 16-seitigen Fragebogen will er auf wissenschaftlich exakte Weise die ideale Frau finden. Also keine, die raucht, trinkt, unpünktlich oder Veganerin ist.

Und dann kommt Rosie. Unpünktlich, Barkeeperin, Raucherin. Offensichtlich ungeeignet. Aber Rosie verfolgt ihr eigenes Projekt: Sie sucht ihren biologischen Vater. Dafür braucht sie Dons Kenntnisse als Genetiker. Ohne recht zu verstehen, wie ihm geschieht, lernt Don staunend die Welt jenseits beweisbarer Fakten kennen und stellt fest: Gefühle haben ihre eigene Logik.

»Eine der gewinnendsten, charmantesten und faszinierenden literarischen Figuren, die ich seit langem kennengelernt habe.«
The Times

»Herausragend! Seien Sie gewarnt, Sie werden sich in Don verlieben.« Australian Women's Weekly

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Kann ein international erfolgreicher IT-Berater einen großen Roman schreiben? Der Australier *Graeme Simsion* hat es bewiesen. Die ganze Welt ist in sein Buch verliebt. ›Das Rosie-Projekt‹ wurde in 40 Länder verkauft. Graeme Simsion ist verheiratet und hat zwei Kinder. Mit seiner Familie lebt er in Melbourne.

Für Rod und Lynette

1

Ich denke, ich habe eine Lösung für das Ehefrauproblem gefunden. Wie bei so vielen wissenschaftlichen Durchbrüchen, war diese Lösung im Nachhinein ganz logisch, doch ohne eine Reihe außerplanmäßiger Ereignisse wäre ich wohl nie darauf gekommen.

Alles fing damit an, dass Gene mich drängte, einen Vortrag über das Asperger-Syndrom zu halten, für den eigentlich er zugesagt hatte. Das Timing war äußerst unerfreulich. Zwar ließ sich die Vorbereitung zeitgleich zur Nahrungsaufnahme am Mittag durchführen, aber am besagten Abend hatte ich vierundneunzig Minuten für die Reinigung meines Badezimmers eingeplant. Mir blieben drei Optionen, von denen keine befriedigend war:

1. Ich könnte das Badezimmer nach dem Vortrag reinigen, was zu weniger Schlaf und folglich einer Minderung meiner mentalen und körperlichen Leistungsfähigkeit führen würde.
2. Ich könnte die Reinigungsaktion auf den nachfolgenden Dienstag verlegen, was zu einer achttägigen eingeschränkten Sauberkeit des Badezimmers und

folglich einer Gefährdung meiner Gesundheit führen würde.

3. Ich könnte es ablehnen, den Vortrag zu halten, was meine Freundschaft mit Gene negativ beeinträchtigen würde.

Als ich Gene das Dilemma erläuterte, hatte der wie üblich eine weitere Lösung parat.

»Ach, Don. Ich bezahle dir jemanden, der dein Badezimmer putzt.«

Ich erklärte Gene – nicht zum ersten Mal –, dass alle Putzhilfen, möglicherweise mit Ausnahme der ungarischen Frau mit dem Minirock, Fehler machten. Minirockfrau, vormals Genes Putzhilfe, war aufgrund irgendeines Problems mit Gene und Claudia verschwunden.

»Ich gebe dir Evas Handynummer. Du darfst mich nur nicht erwähnen.«

»Was, wenn sie nach dir fragt? Wie soll ich antworten, ohne dich zu erwähnen?«

»Sag einfach, du rufst an, weil sie die einzige Putzhilfe ist, die das ordentlich macht. Und wenn sie nach mir fragt, sag einfach gar nichts.«

Das war ein exzellenter Plan und ein gutes Beispiel dafür, wie Gene zwischenmenschliche Probleme löst. Eva würde sich freuen, dass ihre Kompetenz gewürdigt wird, und ließe sich vielleicht sogar dauerhaft beschäftigen, was mir pro Woche im Durchschnitt dreihundertsechzehn Minuten meines Terminplans einsparen würde.

Genes Vortragsproblem rührte daher, dass sich ihm die Gelegenheit bot, Sex mit einer chilenischen Dozentin zu haben, die in Melbourne an einer Konferenz teilnahm. Gene arbeitet an einem Projekt, mit Frauen so vieler verschiedener Nationalitäten wie möglich zu schlafen. Als Professor der Psychologie interessiert er sich sehr für die sexuelle Anziehung zwischen Menschen, die seiner Meinung nach größtenteils genetisch bedingt ist.

Diese Meinung passt zu Genes Fachgebiet Genetik. Achtundsechzig Tage nachdem Gene mich als wissenschaftlichen Mitarbeiter im Institut für Genetik eingestellt hatte, wurde er zum Leiter des Instituts für Psychologie befördert – eine äußerst kontroverse Entscheidung, mit der die Universität ihre führende Rolle in Evolutionspsychologie festigen und ihren Ruf verbessern wollte.

Als wir noch beide im Institut für Genetik arbeiteten, führten wir zahlreiche interessante Gespräche, was sich nach seinem Stellenwechsel fortsetzte. Ich wäre zufrieden gewesen, wenn unsere Beziehung weiterhin allein auf dieser Basis beruht hätte, doch Gene lud mich außerdem zum Essen in sein Haus ein und vollzog weitere Rituale der Annäherung, so dass wir nun in freundschaftlicher Beziehung stehen. Mit seiner Frau Claudia, einer klinischen Psychologin, bin ich ebenfalls befreundet. Was eine Gesamtzahl von zwei Freunden ergibt.

Eine Zeitlang haben Gene und Claudia versucht, mir beim Partnerin-Problem zu helfen. Leider beruhte ihr Ansatz auf

dem traditionellen Verabredungsparadigma, das ich bereits aufgegeben hatte, da die Erfolgswahrscheinlichkeit in keinem Verhältnis zu Aufwand und negativen Erfahrungen stand. Ich bin neununddreißig Jahre alt, groß, durchtrainiert und intelligent, mit relativ hohem gesellschaftlichem Status und überdurchschnittlichem Einkommen als Assistenzprofessor. Gemäß den Gesetzen der Logik sollte ich für eine ganze Reihe von Frauen attraktiv sein. Im Reich der Tiere würde ich mich erfolgreich vermehren.

Offenbar jedoch habe ich etwas an mir, das Frauen unattraktiv finden. Schon immer habe ich mich schwergetan, Freundschaften zu schließen, und die Mängel, die diesem Problem zugrunde liegen, scheinen auch meine Bestrebungen hinsichtlich romantischer Beziehungen zu beeinträchtigen. Das »Aprikoseneis-Desaster« ist ein gutes Beispiel.

Claudia hatte mich einer ihrer vielen Freundinnen vorgestellt. Elizabeth war eine hochintelligente Informatikerin mit eingeschränkter Sehleistung, was mittels einer Brille korrigiert worden war. Ich erwähne die Brille, weil Claudia mir ein Foto zeigte und fragte, ob mich die Brille störe. Was für eine Frage! Von einer Psychologin! Bei der Einschätzung von Elizabeths Tauglichkeit als potentieller Partnerin – eine Person, die mir intellektuelle Stimulation bieten soll, mit der ich Freizeitaktivitäten teilen und mich vielleicht sogar fortpflanzen werde – war Claudias erste Sorge, ob mir die Wahl ihrer Brillenfassung zusagt, die vermutlich nicht einmal ihrer eigenen Wahl entsprach, sondern das Ergebnis der Beratung

eines Optikers war. In so einer Welt muss ich leben! Dann sagte Claudia noch, als wäre das ein Problem: »Sie hat sehr konkrete Vorstellungen.«

»Beruhen diese auf nachweisbaren Tatsachen?«

»Ich schätze, ja«, erwiderte Claudia.

Perfekt. Damit hätte sie auch mich beschreiben können.

Wir verabredeten uns in einem thailändischen Restaurant. Restaurants sind für gesellschaftlich Unbeholfene reine Minenfelder, und wie immer in solchen Situationen war ich nervös. Wir hatten aber einen außerordentlich guten Start, indem wir beide gleichzeitig, wie verabredet, um Punkt 19:00 Uhr eintrafen. Unpünktlichkeit ist eine immense Zeitverschwendung.

Wir überstanden das Essen, ohne dass ich wegen irgendwelcher gesellschaftlichen Fehler kritisiert wurde. Es ist schwer, ein Gespräch zu führen, während man andauernd überlegen muss, ob man den korrekten Körperteil betrachtet, aber wie von Gene empfohlen, fixierte ich einfach ihre bebrillten Augen. Zwar führte das zu einigen Ungenauigkeiten bei der Nahrungsaufnahme, doch Elizabeth schien es nicht weiter zu bemerken. Im Gegenteil, wir führten eine hochproduktive Diskussion über Simulationsalgorithmen. Die Frau war äußerst interessant! Ich zog bereits die Möglichkeit einer dauerhaften Beziehung in Betracht.

Dann brachte der Kellner die Dessertkarte, und Elizabeth sagte: »Ich mag keine asiatischen Desserts.«

Dies konnte nur eine unqualifizierte Verallgemeinerung sein, die auf eingeschränkter Datengrundlage beruhte, und vielleicht hätte ich das schon als Warnsignal deuten müssen. Allerdings bot es die Gelegenheit für einen kreativen Vorschlag.

»Wir könnten auf der Straßenseite gegenüber ein Eis kaufen.«

»Gute Idee. Solange sie Aprikoseneis haben.«

Ich kalkulierte, dass ich mich bis zu diesem Zeitpunkt gut gehalten hatte, und stufte die Aprikosenpräferenz nicht als Problem ein. Ich lag falsch. Die Eisdiele bot eine riesige Auswahl an Eissorten, doch die Geschmacksrichtung Aprikose war bereits ausverkauft. Ich bestellte eine Waffel mit Schokolade-Chili und Lakritz für mich und fragte Elizabeth nach ihrer zweitliebsten Sorte.

»Wenn sie kein Aprikoseneis haben, nehme ich nichts.«

Ich konnte es nicht fassen. Im Grunde genommen schmecken alle Eissorten gleich, da die Geschmacksnerven unterkühlt werden. Das gilt besonders für Fruchtessorten. Ich schlug Mango vor.

»Nein, danke, für mich nichts.«

Ich erklärte das Phänomen der Geschmacksnervenunterkühlung im Detail. Ich sagte voraus, dass, wenn ich ein Mango- und ein Pfirsicheis kaufte, sie keinerlei Unterschied schmecken werde. Und dass außerdem beides genauso schmecken werde wie Aprikoseneis.

»Die sind vollkommen verschieden«, widersprach sie.

»Wenn Sie Mango nicht von Pfirsich unterscheiden können, ist

das Ihr Problem.«

Es bestand eine simple objektive Uneinigkeit, die kurzerhand durch ein Experiment behoben werden könnte. Ich bestellte für jede der beiden Eissorten jeweils eine Miniwaffel. Doch als die Bedienung die Waffeln gefüllt hatte und ich mich umdrehte, um Elizabeth zu bitten, die Augen für das Experiment zu schließen, war sie verschwunden. So viel zu »nachweisbaren Tatsachen«. Und zu »Naturwissenschaftlerin«.

Hinterher empfahl Claudia, ich hätte das Experiment abbrechen sollen, bevor Elizabeth ging. Nun, das war offensichtlich. Aber zu welchem Zeitpunkt? Wo war das Signal? Das sind die Feinheiten, die ich nicht erkennen kann. Ich sehe aber auch nicht ein, warum erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber unklaren Vorstellungen von Eissorten eine Vorbedingung dafür sein soll, eine passende Partnerin zu finden. Mir scheint es vernünftig, anzunehmen, dass es Frauen gibt, bei denen so etwas nicht nötig ist. Unglücklicherweise ist das Verfahren, ebenjene zu finden, unsagbar ineffizient. Das Aprikoseneis-Desaster hat mich einen ganzen Abend meines Lebens gekostet, was nur durch wertvolle Information über Simulationsalgorithmen einigermaßen aufgewogen wurde.

Dank der Ausstattung der Cafeteria der medizinischen Bibliothek mit WLAN reichten zwei Mittagspausen aus, um meinen Vortrag über das Asperger-Syndrom zu recherchieren und vorzubereiten, ohne dabei die Nahrungsaufnahme vernachlässigen zu müssen. Ich besaß bislang keine Kenntnis

über Autismus-Spektrum-Störungen, da diese außerhalb meines Fachgebiets liegen. Das Thema war faszinierend. Es schien mir sinnvoll, mich auf die genetischen Aspekte des Syndroms zu konzentrieren, die meinem Publikum vermutlich nicht bekannt wären. Die meisten Krankheiten beruhen auf einer Störung in unserer DNA, wobei wir sie in vielen Fällen erst noch entdecken müssen. Meine eigene Arbeit konzentriert sich auf die genetische Disposition für Leberzirrhose. Einen Großteil meiner Arbeitszeit verbringe ich damit, Mäuse betrunken zu machen.

Natürlich wurden in Büchern und Forschungsarbeiten auch die Symptome des Asperger-Syndroms beschrieben, und ich kam zu dem vorläufigen Schluss, dass die meisten davon lediglich Variationen der menschlichen Hirnfunktionen seien, die man unzutreffend als medizinisch auffällig eingestuft hatte, weil sie nicht den gesellschaftlichen Normen entsprachen. Gesellschaftliche Normen sind dabei jedoch kulturell bedingt und spiegeln nur die gängigsten menschlichen Konfigurationen wider anstatt das gesamte Spektrum. Der Vortrag war für 19:00 Uhr an einer Schule in einem nahe gelegenen Vorort angesetzt. Ich kalkulierte zwölf Minuten für die Fahrt mit dem Fahrrad ein und gab weitere drei Minuten dazu, um meinen Computer hochzufahren und mit dem Projektor zu verbinden.

Planmäßig um 18:57 Uhr traf ich ein – siebenundzwanzig Minuten, nachdem ich Eva, die minibrockte Putzhilfe, in meine Wohnung eingelassen hatte. An der Tür und im vorderen Bereich des Klassenzimmers tummelten sich

schätzungsweise fünfundzwanzig Menschen, aber anhand Genes Beschreibung konnte ich Julie, die Veranstalterin, sofort erkennen: »blond mit großen Titten«. Tatsächlich waren ihre Brüste nicht mehr als eineinhalb Standardabweichungen von der ihrem Körpergewicht entsprechenden Normgröße entfernt und mitnichten ein bedeutsames Identifikationsmerkmal. Es war eher eine Frage von Anhebung und Betonung, was auf Julies Kleiderwahl zurückzuführen war, die für einen heißen Januarabend durchaus zweckmäßig erschien.

Vielleicht verbrachte ich zu lange Zeit damit, ihre Identität zu verifizieren, denn sie musterte mich mit seltsamem Blick.

»Sie müssen Julie sein«, sagte ich.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Sehr gut. Eine praktisch veranlagte Person. »Ja, zeigen Sie mir bitte den VGA-Anschluss.«

»Oh«, meinte sie. »Dann sind Sie bestimmt Professor Tillman. Ich bin sehr froh, dass Sie es einrichten konnten.«

Sie wollte mir die Hand geben, doch ich winkte ab. »Der VGA-Anschluss, bitte. Es ist 18:58 Uhr.«

»Entspannen Sie sich«, entgegnete sie. »Wir fangen nie vor Viertel nach sieben an. Möchten Sie einen Kaffee?«

Warum schätzen die Leute die Zeit anderer nur so gering? Nun würden wir wohl den unvermeidlichen Smalltalk führen müssen. Dabei hätte ich zu Hause noch eine Viertelstunde Aikido üben können.

Ich hatte mich zunächst auf Julie und die Leinwand vorn im Raum konzentriert, doch nun stellte ich bei genauerem

Hinsehen fest, dass ich neunzehn weitere Personen außer Acht gelassen hatte, die an den Schreibpulten saßen. Es waren Kinder, vornehmlich männlich und vermutlich Opfer des Asperger-Syndroms. Fast die gesamte Literatur beschäftigt sich mit Kindern.

Trotz ihres Gebrechens nutzten sie die Zeit weitaus sinnvoller als ihre Eltern, die ziellos dahinplauderten. Die meisten Kinder – ich schätzte sie auf zwischen acht und dreizehn Jahre – waren mit tragbaren elektronischen Geräten beschäftigt, und ich hoffte, dass sie in ihrem naturwissenschaftlichen Unterricht aufgepasst hatten, da mein Vortrag ausreichende Kenntnisse in Organischer Chemie und der Struktur von DNA voraussetzte.

Ich merkte, dass ich die Kaffee-Anfrage nicht beantwortet hatte.

»Nein.«

Leider hatte Julie aufgrund der verspäteten Antwort ihre Frage bereits vergessen. »Keinen Kaffee«, erklärte ich also. »Ich trinke niemals Kaffee nach 15:48 Uhr. Es würde meinen Schlaf beeinträchtigen. Koffein hat eine Halbwertszeit von drei bis vier Stunden, daher ist es unverantwortlich, nach 19 Uhr noch Kaffee zu servieren – es sei denn, die Leute planen, bis nach Mitternacht wach zu bleiben. Und das würde, wenn sie einer konventionellen Arbeit nachgehen, zu ungenügendem Schlaf führen.« Ich versuchte, die Wartezeit dadurch zu nutzen, dass ich praktische Ratschläge erteilte, doch Julie bevorzugte es anscheinend, Trivialitäten auszutauschen.

»Wie geht es Gene?«, erkundigte sie sich. Dies war offenbar eine Variante zu der am weitesten verbreiteten konventionellen Interaktion »Wie geht es Ihnen?«

»Es geht ihm gut, danke«, antwortete ich, indem ich die konventionelle Antwort in dritter Person wiedergab.

»Oh. Ich dachte, er sei krank.«

»Gene erfreut sich ausgezeichneter Gesundheit, von den sechs Kilogramm Übergewicht einmal abgesehen. Wir sind am Morgen noch zusammen laufen gewesen. Er hat heute Abend eine Verabredung, die er nicht wahrnehmen könnte, wenn er krank wäre.«

Julie wirkte irritiert, und als ich diesen Austausch später noch einmal Revue passieren ließ, ging mir auf, dass Gene ihr gegenüber mit dem Grund seiner Abwesenheit gelogen haben musste. Dies geschah vermutlich in der Absicht, Julie vor dem Gefühl zu bewahren, Gene sei der Vortrag nicht wichtig, und um eine Rechtfertigung für einen weniger angesehenen Ersatzredner zu liefern. Es scheint mir kaum möglich, eine derart komplexe Situation, in der es um Täuschung und Einschätzung der mutmaßlichen emotionalen Reaktion eines anderen Menschen geht, zu analysieren und dann eine eigene plausible Lüge zu entwerfen, während man gleichzeitig ein Gespräch in Gang halten muss. Aber genau das ist es, was die Leute von einem erwarten.

Schließlich baute ich meinen Laptop auf, und wir fingen an – mit *achtzehn Minuten Verspätung*. Ich musste meine Sprechgeschwindigkeit um dreiundvierzig Prozent erhöhen,

um den Vortrag planmäßig um Punkt 20 Uhr beenden zu können – ein nahezu unmögliches Unterfangen. Folglich würden wir mit Verspätung fertig werden, und mein Zeitplan für den Rest des Abends wäre zerstört.

2

Ich hatte meinen Vortrag *Genetische Vorbedingungen für Autismus-Spektrum-Störungen* benannt und einige exzellente DNA-Diagramme ausfindig gemacht. Nach nur neun Minuten, in denen ich etwas schneller gesprochen hatte, um die verlorene Zeit aufzuholen, wurde ich von Julie unterbrochen.

»Professor Tillman. Die meisten von uns sind keine Wissenschaftler, deshalb sollten Sie das Thema vielleicht weniger fachspezifisch ausführen.« So etwas nervt ungemein. Die Leute können einem die vermeintlichen Charaktereigenschaften eines Zwillinges oder Stiers aufzählen und fünf Tage damit zubringen, ein Cricket-Spiel zu verfolgen, finden aber weder das Interesse noch die Zeit, etwas über die Grundlagen dessen zu erfahren, woraus sie als Menschen bestehen.

Ich setzte meinen Vortrag so fort, wie ich ihn vorbereitet hatte. Es war zu spät, ihn zu ändern, und einige der Zuhörer waren mit Sicherheit gebildet genug, ihn zu verstehen.

Ich hatte recht. Eine männliche Person von etwa zwölf Jahren hob die Hand.

»Sie sagen also, es sei unwahrscheinlich, dass es nur ein einziges Markergen gibt, sondern dass mehrere Gene beteiligt

sein, und das Gesamtbild sei abhängig von der speziellen Kombination. Positiv?«

Exakt! »Plus Umweltfaktoren. Die Situation entspricht der bipolaren Störung, bei der ...«

Wiederum unterbrach mich Julie. »Also, für uns Nicht-Genies: Ich denke, Professor Tillman will uns daran erinnern, dass das Asperger-Syndrom angeboren ist. Niemand ist schuld an diesem Defekt.«

Ich war entsetzt über den Gebrauch des Wortes »Defekt« mit seiner negativen Konnotation, vor allem durch eine Autoritätsperson. Ich ließ meinen Entschluss fallen, nicht von den genetischen Aspekten abzuweichen. Zweifelsohne hatte die Angelegenheit in meinem Unterbewusstsein geschlummert, und als Folge sprach ich möglicherweise mit erhobener Stimme.

»Defekt! Das Asperger-Syndrom ist kein Defekt! Es ist eine Variante des Möglichen – vielleicht sogar ein erheblicher Vorteil. Das Asperger-Syndrom ist mit hoher Organisations- und Konzentrationsfähigkeit, innovativer Denkweise und rationaler Distanziertheit verbunden.«

Eine Frau im hinteren Teil des Raumes hob die Hand. Ich war noch ganz auf meinen Einwand konzentriert und beging einen minderen gesellschaftlichen Fehler, den ich jedoch sofort korrigierte.

»Die dicke Frau ... *übergewichtige* Frau ... dort hinten?«

Sie stutzte kurz, sah sich um und sagte dann: »Rationale Distanziertheit – ist das ein Euphemismus für Mangel an

Emotion?«

»Nein, ein Synonym«, erwiderte ich. »Emotionen können erhebliche Probleme verursachen.«

Ich entschied, dass ein Beispiel hilfreich sein könnte, und erzählte eine Geschichte, in der emotionales Verhalten katastrophale Folgen hätte.

»Stellen Sie sich vor«, begann ich, »Sie verstecken sich in einem Keller. Der Feind sucht nach Ihnen und Ihren Freunden. Alle müssen sich absolut ruhig verhalten, doch Ihr Baby fängt an zu schreien.« Ich machte es vor, so wie Gene es tun würde, um die Geschichte anschaulicher zu gestalten. »Wääää!« Ich ließ eine dramatische Pause folgen. »Sie haben eine Waffe.«

Überall wurden Hände gehoben.

Julie sprang auf, während ich fortfuhr: »Mit Schalldämpfer. Die Feinde kommen näher. Sie werden Sie alle töten. Was tun Sie? Das Baby schreit ...«

Die Kinder waren ganz wild darauf, ihre Lösung mitzuteilen. Eines rief: »Das Baby erschießen«, und bald darauf schrien sie alle: »Das Baby erschießen, das Baby erschießen.«

Der Junge, der die Frage zur Genetik gestellt hatte, rief: »Die Feinde erschießen«, und ein anderer sagte: »Ihnen auflauern.«

Nun häuften sich die Vorschläge.

»Man kann das Baby als Lockmittel benutzen.«

»Wie viele Waffen haben wir?«

»Wir halten ihm den Mund zu.«

»Wie lange kann es ohne Luft überleben?«

Wie erwartet, kamen alle Ideen von denjenigen, die unter Asperger »litten«. Die Eltern konnten keinerlei konstruktive Vorschläge einbringen; manche versuchten sogar, die Kreativität ihrer Kinder zu unterdrücken.

Ein Junge rief: »Aspis sind geil!« Diese Abkürzung hatte ich in der Literatur schon entdeckt, doch für die anderen Kinder schien sie neu zu sein. Und offenbar gefiel sie ihnen, denn schon bald kletterten sie erst auf die Stühle, dann auf die Pulte, boxten mit den Fäusten in die Luft und riefen »Aspis sind geil!« im Chor. Nach dem, was ich gelesen hatte, leiden Asperger-Kinder in ihrem sozialen Umfeld oft unter mangelndem Selbstbewusstsein. Ihr Erfolg bei der Lösungssuche schien das vorübergehend kuriert zu haben, doch auch hier versagten die Eltern darin, ihnen positives Feedback entgegenzubringen. Im Gegenteil, sie fuhren sie an und versuchten sogar, sie von den Tischen zu ziehen. Anscheinend waren sie mehr an der Einhaltung gesellschaftlicher Konventionen interessiert als an den Fortschritten ihrer Kinder.

Ich hatte das Gefühl, meine These wirkungsvoll dargelegt zu haben, und auch Julie schien nicht der Meinung, dass wir mit der Genetik fortfahren müssten. Die Eltern dachten möglicherweise darüber nach, was ihre Kinder gelernt hatten, und verließen den Vortrag, ohne weiter mit mir Kontakt zu suchen. Es war 19:43 Uhr. Ein exzellentes Ergebnis.

Während ich meinen Laptop einpackte, brach Julie in Gelächter aus.

»Oh, mein Gott«, sagte sie. »Jetzt brauche ich einen Drink.«

Ich war mir nicht sicher, warum sie diese Information mit jemandem teilen wollte, den sie erst sechsvierzig Minuten kannte. Ich hatte selbst vor, etwas Alkohol zu konsumieren, wenn ich nach Hause käme, sah aber keinen Grund, Julie darüber in Kenntnis zu setzen.

Sie fuhr fort: »Wissen Sie, wir benutzen dieses Wort nicht. Aspis. Wir wollen nicht, dass sie sich für eine Art Club halten.« Schon wieder eine negative Andeutung von jemandem, der vermutlich dafür bezahlt wurde, zu unterstützen und zu ermutigen.

»Wie Homosexuelle?«, gab ich zurück.

»Touché«, meinte Julie. »Aber hier liegt die Sache anders. Wenn sie sich nicht ändern, werden sie nie echte Freundschaften schließen – sie werden nie eine Partnerschaft eingehen können.« Das war ein vernünftiges Argument. Ein Argument, das ich angesichts meiner eigenen diesbezüglichen Schwierigkeiten gut nachvollziehen konnte. Doch schon wechselte Julie das Thema. »Aber Sie haben angedeutet, dass es Dinge gibt – nützliche Dinge –, die sie besser können als ... Nicht-Aspis. Abgesehen davon, Babys zu erschießen.«

»Natürlich.« Ich fragte mich, warum gerade ihr, die sich mit der Ausbildung von Menschen mit ungewöhnlichen Fähigkeiten beschäftigte, der Wert von und Markt für solche Fähigkeiten nicht bewusst war. »In Dänemark gibt es eine Firma, die Aspis zum Überprüfen von Software einstellt.«

»Das wusste ich nicht«, sagte Julie. »Sie lassen mich das Ganze wirklich in einem neuen Licht sehen.« Einen Moment

lang musterte sie mich eingehend. »Haben Sie noch Zeit für einen Drink?« Dann legte sie ihre Hand auf meine Schulter.

Ich zuckte zusammen. Definitiv unangemessener Körperkontakt. Hätte ich so etwas bei einer Studentin gemacht, hätte das mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Problem gegeben, vermutlich eine Beschwerde wegen sexueller Belästigung bei der Dekanin, was Konsequenzen für meine Karriere gehabt hätte. *Sie* dagegen würde natürlich von niemandem kritisiert werden!

»Leider habe ich noch andere Dinge auf meinem Terminplan.«

»Sind Sie da nicht flexibel?«

»Definitiv nicht.« Nachdem ich die verlorene Zeit erfolgreich wieder aufgeholt hatte, würde ich mein Leben unter keinen Umständen wieder dem Chaos preisgeben.

Bevor ich Gene und Claudia kennenlernte, hatte ich zwei andere Freunde. Meine erste Freundin war meine ältere Schwester. Obwohl sie Mathematiklehrerin war, hatte sie wenig Interesse an Fortschritten auf diesem Gebiet. Aber sie wohnte in der Nähe, und wir besuchten einander regelmäßig zweimal pro Woche und manchmal auch ungeplant. Wir aßen zusammen und sprachen über triviale Dinge wie Ereignisse in den Leben unserer Verwandten und soziale Interaktionen mit Kollegen. Einmal pro Monat fuhren wir sonntags nach Shepparton zum Mittagessen mit unseren Eltern und unserem Bruder. Meine Schwester lebte allein, was vermutlich daran

lag, dass sie schüchtern und nicht in konventioneller Weise attraktiv war. Infolge von massiver und unentschuldbarer medizinischer Inkompetenz ist sie inzwischen gestorben.

Meine zweite Freundin war Daphne, deren Freundschaft sich zeitlich mit der zu Gene und Claudia überschneidet. Nachdem ihr Mann aufgrund seiner Demenz in ein Pflegeheim eingewiesen worden war, zog Daphne in die Wohnung über mir ein. Wegen schwerer Knieprobleme, die durch ihr Übergewicht noch verstärkt wurden, konnte sie nicht mehr als ein paar Schritte gehen, aber sie war sehr intelligent, und ich fing an, sie regelmäßig zu besuchen. Da sie in ihrer Ehe die traditionelle Hausfrauenrolle eingenommen hatte, besaß sie keinerlei formale Qualifikationen, was ich als extreme Talentvergeudung betrachtete – vor allem, da ihre Nachkommen die von ihr empfangene Zuwendung nicht erwiderten. Daphne interessierte sich sehr für meine Arbeit, und wir entwickelten das Bring-Daphne-Genetik-bei-Projekt, das uns beide faszinierte.

Bald kam sie regelmäßig zu mir zum Abendessen, denn es ist erheblich wirtschaftlicher, eine Mahlzeit für zwei Personen zu kochen als zwei einzelne Mahlzeiten. Jeden Sonntag um 15 Uhr besuchten wir ihren Mann im Pflegeheim, das 7,3 Kilometer entfernt lag. Auf diese Weise konnte ich einen 14,6 Kilometer langen Rollstuhl-Spaziergang mit interessanten Gesprächen über Genetik kombinieren. Während sie mit ihrem Mann redete, dessen Verständnissfähigkeit schwer zu bestimmen, aber definitiv niedrig war, las ich etwas.

Daphne war nach dem Namen der Pflanze benannt worden, die zur Zeit ihrer Geburt, am achtundzwanzigsten August, blühte: Seidelbast, botanisch »Daphne«. Zu jedem Geburtstag hatte ihr Mann ihr Seidelbast geschenkt, was sie als hochromantisch empfunden hatte. Sie klagte, ihr bevorstehender Geburtstag sei der erste seit fünfundsechzig Jahren, an dem dieser symbolische Akt nicht ausgeführt werde. Die Lösung war offensichtlich, und bevor ich sie an ihrem achtundsiebzigsten Geburtstag zum Abendessen in meine Wohnung schob, hatte ich besagte Pflanze in großen Mengen für sie besorgt.

Sofort erkannte sie den Duft und begann zu weinen. Ich dachte schon, ich hätte einen Fehler begangen, doch sie erklärte, es seien Tränen der Freude. Von dem Schokoladenkuchen, den ich für sie gebacken hatte, war sie ebenfalls beeindruckt, aber nicht im selben Maße.

Während des Essens traf sie eine unfassbare Feststellung: »Don, Sie wären bestimmt ein wunderbarer Ehemann.«

Dies stand in derart krassm Gegensatz zu meinen Erfahrungen mit Frauen, die mich abgewiesen hatten, dass ich vorübergehend verblüfft war. Dann legte ich Daphne die Tatsachen dar – die Geschichte meiner Versuche, eine Partnerin zu finden, die mit meiner Annahme als Kind begann, dass ich erwachsen werden und heiraten würde, und die damit endete, dass ich diese Vorstellung aufgab, nachdem immer klarer ersichtlich wurde, dass ich dafür ungeeignet war.

Ihr Argument lautete schlicht: Für jeden gibt es jemanden. Statistisch gesehen, hatte sie damit beinahe recht. Leider war die Wahrscheinlichkeit, dass ich so einen Menschen finden würde, verschwindend gering. Doch es setzte etwas in meinem Gehirn in Gang – wie bei einem mathematischen Problem, von dem wir wissen, dass es eine Lösung haben muss.

Zu ihren nächsten beiden Geburtstagen wiederholten wir das Blumenritual. Das Ergebnis war nicht mehr so dramatisch wie beim ersten Mal, aber ich kaufte ihr auch Geschenke – Bücher über Genetik –, und sie wirkte sehr glücklich. Sie erzählte, ihr Geburtstag sei für sie immer der schönste Tag im Jahr gewesen. Ich wusste, dass diese Einstellung der Geschenke wegen bei Kindern sehr verbreitet war, hätte dies aber nicht bei einer Erwachsenen erwartet.

Dreiundneunzig Tage nach unserem dritten Geburtstagsessen diskutierten wir auf dem Weg zum Pflegeheim einen Fachaufsatz über Genetik, den Daphne am Vortag gelesen hatte, als offensichtlich wurde, dass sie einige signifikante Punkte vergessen hatte. Es war nicht das erste Mal in den vergangenen Wochen, dass sich ihr Gedächtnis fehlerhaft zeigte, und ich ließ unverzüglich eine Überprüfung ihrer kognitiven Fähigkeiten durchführen. Die Diagnose lautete Alzheimer.

Daphnes intellektuelle Fähigkeiten verschlechterten sich zusehends, und bald waren wir nicht mehr in der Lage, uns über Genetik zu unterhalten. Unsere gemeinsamen Essen und die Spaziergänge zum Pflegeheim setzten wir jedoch fort.

Daphne sprach nun vorzugsweise über ihre Vergangenheit, insbesondere über ihren Mann und die Familie, und ich erhielt einen allgemeinen Überblick darüber, wie das Eheleben so aussah. Sie beharrte weiterhin darauf, dass ich eine passende Partnerin finden und jenes hohe Maß an Glück erleben könne, das sie in ihrem eigenen Leben erfahren habe. Meine Nachforschungen bestätigten, dass Daphnes Argumente durch wissenschaftliche Nachweise gestützt wurden: Verheiratete Männer sind glücklicher und leben länger.

Eines Tages fragte Daphne: »Wann habe ich wieder Geburtstag?«, und ich erkannte, dass sie ihr Zeitgefühl verloren hatte. Ich beschloss, dass eine Lüge akzeptabel sei, um ihr Glück zu maximieren. Das Problem bestand darin, außerhalb der Jahreszeit Seidelbast aufzutreiben, doch ich hatte unerwartet Glück. Ich hatte von einem Genetiker gehört, der aus wirtschaftlichen Gründen an der Veränderung und Verlängerung von Blütezeiten bei Pflanzen arbeitete. Dieser konnte meine Blumenhändlerin mit Seidelbast versorgen, und ich veranstaltete ein simuliertes Geburtstagsessen. Jedes Mal, wenn Daphne nach ihrem Geburtstag fragte, wiederholte ich dieses Vorgehen.

Schließlich wurde es notwendig, dass Daphne zu ihrem Mann im Pflegeheim kam, und während ihr Gedächtnis immer schlechter wurde, feierten wir ihre Geburtstage immer häufiger, bis ich sie schließlich täglich besuchte. Die Blumenhändlerin gab mir eine spezielle Treuerabattkarte. Ich rechnete aus, dass Daphne ihren zweihundertsiebten

Geburtstag gefeiert hatte, als sie aufhörte, mich zu erkennen, und ihren dreihundertneunzehnten, als sie nicht mehr auf den Seidelbast reagierte. Da stellte ich meine Besuche ein.

Ich hatte nicht erwartet, noch einmal von Julie zu hören, aber wie üblich erwies sich meine Einschätzung menschlichen Verhaltens als falsch. Zwei Tage nach dem Vortrag klingelte um 15:37 Uhr mein Telefon mit einer unbekanntem Nummer im Display. Julie hinterließ die Nachricht, ich solle sie zurückrufen, und ich folgerte, dass ich etwas vergessen haben musste.

Wiederum lag ich falsch. Sie wollte unser Gespräch über das Asperger-Syndrom fortsetzen. Ich freute mich, dass mein Vortrag einen solchen Eindruck auf sie gemacht hatte. Sie schlug ein Treffen zum Mittagessen vor, was keine ideale Umgebung für eine produktive Diskussion darstellt, aber da ich mein Mittagessen für gewöhnlich allein einnehme, wäre es leicht zu terminieren. Ein anderes Problem war dagegen die Hintergrundrecherche.

»An welchem Thema sind Sie speziell interessiert?«

»Ach«, meinte sie, »ich dachte, wir könnten uns einfach ganz allgemein unterhalten ... uns ein bisschen kennenlernen.«

Das klang unpräzise. »Ich brauche wenigstens einen pauschalen Hinweis auf den Themenbereich. Was habe ich gesagt, das Ihr spezielles Interesse geweckt hat?«

»Ach ... Ich schätze mal, die Sache mit den Computertestern in Dänemark.«

»Sie testen *Software*. Es sind Computer-*Software*-Tester.«
Darüber würde ich definitiv nachforschen müssen. »Was würden Sie gern wissen?«

»Ich frage mich, wie sie sie finden. Die meisten Erwachsenen mit Asperger-Syndrom wissen gar nicht, dass sie es haben.«

Das war ein guter Punkt. Zufällig ausgewählte Bewerber zu testen wäre ein äußerst ineffektiver Weg, ein Syndrom zu diagnostizieren, das eine geschätzte Häufigkeit von 0,3 Prozent aufweist.

Ich wagte eine Vermutung. »Ich nehme an, sie benutzen als Filter vorher einen Fragebogen.« Ich hatte den Satz noch nicht beendet, als mir im Kopf ein Licht aufging – natürlich nicht wortwörtlich.

Ein Fragebogen! Was für eine naheliegende Lösung! Ein spezielles, wissenschaftlich fundiertes Instrument als das momentan beste Verfahren, um die Zeitverschwenderinnen, die Unorganisierten, die Eiscremewählerischen, die Beschwerdeführerinnen gegen visuelle Belästigung, die Kristallkugelmacherinnen, die Horoskopleserinnen, die Modesüchtigen, die religiösen Fanatikerinnen, die Veganerinnen, die Sportberichtbegeisterten, die Gegnerinnen der Evolutionstheorie, die Raucherinnen, die wissenschaftlich Ungebildeten und die Homöopathinnen auszusortieren und so im Idealfall die perfekte Partnerin oder, realistischer, eine zu bewältigende Auswahl von Kandidatinnen zu bestimmen.

»Don?«, fragte Julie, die immer noch in der Leitung war.
»Wann sollen wir uns treffen?«

Die Dinge lagen nun anders, Prioritäten hatten sich verschoben.

»Es ist nicht möglich«, erwiderte ich. »Mein Terminkalender ist voll.«

Ich würde alle verfügbare Zeit für mein neues Projekt benötigen.

Das Projekt Ehefrau.